

Text: **Barbara von Flüe**

## RAPUNZELS HAAR

Es war aufregend, damals. Es waren vor allem die Winterabende – im Sommer war es zu hell. Wir suchten die Schatten von Mauervorsprüngen, duckten uns hinter kahlen Büschen. Nur nicht in den Lichtkegel treten. Nur nicht sich erwischen lassen. Wir verständigten uns mit Zeichen, manchmal ein warnendes Zischen. Die abendlichen Streifzüge wurden zu regelrechten Abenteuern, in denen Abgründiges und Banales nah beieinander lagen. Was wir erhaschten: Küchentische, an denen gemeinsam gegessen und anregend diskutiert wurde. Familienidyllen. Verliebte Blicke, zärtliche Handbewegungen. Manchmal mehr. Auch Streit, fahrige Gesten. Oder grüblerische Einzelgänger. Die langweilten uns am meisten. Sie sassen am Tisch, hielten den Kopf in die Arme gestützt; ab und zu ein Gang zum Bücherregal. Was uns umtrieb? Eine Mischung aus brennender Neugier, Nervenkitzel und Angst. Eine Lust am Verbotenen. Zum kindlichen Voyeurismus, der immer ein geteilter Voyeurismus war, gesellte sich später die Einsamkeit. Drinnen die gute Stube, das säuberlich gemachte Bett, der runde Esstisch im heimeligen Licht. Männlein und Weiblein, herausgeputzt und geschmückt, halten sich an den Händen – fast so wie auf den kleinen bunten Wimpeln, die als folkloristische Fundstücke die ausgewählte Szene umrahmen. Draussen hingegen der nächtliche Spaziergänger, ein Robert Walser aus heutiger Zeit. Einer, der beobachtet und aus der Distanz teilnimmt. Die ambivalenten Gefühle der kindlichen Voyeure gehören auch zu ihm: Er geniesst die Freiheit, die nur dem Ausenstehenden geschenkt ist. Jedoch auch die Einsamkeit ist ihm stetige Begleiterin – manchmal süss, manchmal schmerzlich. Als Einzelner bleibt er fremd. Und manchmal wünscht er sich selbst in die erleuchteten Zimmer, träumt von Tapeten, Porzellangeschirr und stoffbezogenen Lampenschirmen; sehnt sich nach einer Leiter, um mal eben kurz in die Welt der Anderen zu klettern – nach Rapunzels Haar, so drängend, wie der Zopf in der Zeichnung aus der guten Stube quillt.

Text: **Saulk Eggor (Houston) im Mai 2033**

## ZOOM – ZOOM – ZOOM

Wir, von der Open Space Station (OSS) in Houston (Texas) erforschen mit dem von *erst industrial solutions (eis)* entwickelten *esther-earth-program (e-e-p)* einen bisher unbekannten Mond eines Planeten in einem der benachbarten Sonnensysteme. Auf's Äußerste gespannt warten wir auf die ersten Signale von dem fernen Himmelskörper. Da tauchen – von unserem Forschungs-satelliten aus geseendet – die ersten Bilder in der OSS auf. Auch auf meinem Monitor. Sensationell. Wie wir, das begeisterte und hochmotivierte Team in der OSS, miterleben, fährt das Auge von *e-e-p* zunächst einmal langsam und dann schneller werdend auf einen nicht ganz geschlossenen Krater der Mondoberfläche zu. Offensichtlich – und wie zu erwarten – ist er längst erloschen. Der äußere Ring des Kraters ist gewölbt. Mit einem umlaufenden Graben versehen. Innen Haufen von Gesteinsbrocken mit Spitzen, Ecken und Kanten. Unterbrochen von schmalen gewundenen Schluchten. In meinem Kopf assoziiere ich mit dem auftauchenden Gebilde das Gewirr einer mittelalterlichen Stadt. Was es natürlich nicht ist. Nicht sein kann.

Eine kurze Sendestörung. Das nächste Bild zeigt einen anderen Teil der Mondoberfläche. Denn das Auge des Satelliten hat merklich die Richtung verändert. Ist abgeschwenkt. Wir befinden uns jetzt an der Peripherie des eben angesteuerten Kraters. Der erst milchig weiß erscheinende Ausschnitt wird zunehmend klarer, größer und gröber zugleich. Jetzt kann man trotz Flimmern auf dem Bildschirm erste Details erkennen. Das Bild wird von mir eingefroren. Ich gehe nun daran, es zu analysieren und zu interpretieren. Ungewöhnliche, hier nicht zu erwartende Gesteinsformationen fesseln meinen Blick. Gekräuselte schwarzgraue Linien. Wohl von Sandstürmen auf die Planetenoberfläche gezaubert. Da taucht ein Gebilde – einer Ananas nicht unähnlich – auf. Die eiförmige Oberfläche zeigt unverkennbar die runzligen Strukturen einer Ananasfrucht. Am oberen Ende noch der Aufbau mit Pflanzenblättern scheint deutlich erkennbar. Narrt mich das Okular? Oder ist das menschliche Auge so mit Bildern unseres Erdballs besetzt, dass man auf jedem noch so fernen Planeten im All über-all Erdiges assoziiert. Unterliegen wir bei unseren Beobachtungen permanent ernst-haften Augen-, gar Sinnestäuschungen, frage ich mich zweifelnd.

Gedankenblitze über und um die Ananas herum schießen mir derweil durch den Kopf. Verbunden mit Erinnerungen an einen Heimaturlaub im Weserbergland.

Dort über die Ananas gestolpert. In Schwöbber, auf Schloss Münchhausen. Nicht dem aus der Linie des Lügenbarons. Wie ich erfuhr, unternahm ich Sommer 1716 Zar Peter der Große von seinem Kurort Bad Pyrmont aus einen Ausflug hierhin. Im vollen Galopp und die Kutsche selbst lenkend erreichte der Zar das Schloss, um sich dann sogleich der Orangerie mit seiner berühmten Ananaskultur zuzuwenden.

Ich schweife ab. Zurück zu meinem Bildausschnitt, ermahne ich mich zur Disziplin. Unter der Ananas schlängeln sich zwei Wasserschlangen? hervor. Die Köpfe werden von der Ananas verdeckt. Die in grau mit schwarzen Flecken gesprenkelten Reptilienleiber winden sich über dem felsigen Boden.

Etwas weiter davon entfernt sticht mir ein weiteres pflanzenähnliches Ding ins Auge. Fettpflanze von den Kanaren? Oval, relativ glatte Oberfläche mit kleiner mittiger Senke. Am oberen Ende ein stengelähnliches Gebilde. Erneut nehme ich Erdiges wahr. Absurd. Surreal. Drehe ich durch? Auf diesem Mond kann es partout kein Leben geben. Nie, nie, nie. Dafür sind die dortigen Verhältnisse eindeutig zu unwirtlich. Um meine momentane Verunsicherung aufzulösen, vergrößere ich am Bildschirm ein Detail. In diesem Ausschnitt springt mir eine Miniaturwelt voller Vögel – Möwen? – entgegen. Felszeichnungen wie aus Altamira oder Lascaux. Verrückt. Mir wird siedend heiß. Eine Panikattacke überwältigt mich. Sehe mich stiekum um. Haben mir die netten Kollegen vielleicht unbemerkt ein Bild untergeschoben? Ein Aprilscherz mitten im Mai?! Kann nicht sein, denn ihre Köpfe hängen weiterhin neugierig gebeugt über den Monitoren. Sie haben keine Zeit für irgendwelche dummen Scherze. Denn wir sind auf einem Sternemond unterwegs. Großes, unwiederbringliches, einmaliges Forschungsabenteuer. Da, jetzt erkenne ich beim weiteren Hinsehen eine Art Tischdeckenmuster. Eine Rasterung in Grau-Weiß-Schwarz.

Was soll das alles?! Werk eines durchgeknallten Schöpfers oder gar eine Fata Morgana? Wende den Blick ab von diesem Trugbild. Verlasse fluchtartig den Arbeitsplatz. Raus, raus, raus. Muss einfach nur weg vom Monitor. Weg von der Open Space Station. Raus aus Houston. Hilfe!!!!!!

P.S.: Eine Landkarte, auf der Utopia nicht zu finden ist, verdient keinen Blick ..., Oscar Wilde

Text: **Markus Ernst**

Es ist gar nicht so einfach, einen Text über einen kleinen Ausschnitt eines grossen Bildes von Esther zu verfassen. Also lege ich das Foto vor mich hin und beginne zu schreiben was ich sehe:

Rechts unten ein grimmig drein blickender *Tschäggättä* mit einer alten Holzmaske aus dem Lötschental, die auch heute noch an der Fastnacht junge Mädchen in Aufruhr und Entsetzen bringt. Links kommt der *Wilde Mann* mit einem Baum samt Wurzelwerk geschultert über die Mittlere Basler Rheinbrücke getanzt, auch dies zur Fastnachtszeit.

Diese beiden archaischen Figuren aus dem Ausschnitt FREMD BIN ICH EINGEZOGEN, FREMD ZIEH ICH WIEDER AUS, sind nicht von ungefähr lebendige alte Schweizer Bräuche. Markante, klare Flächen und Linien stehen leicht im Widerspruch zur Verspieltheit von Esthers filigraner Struktur der Figuren. Rechts oberhalb des *Wilden Mannes* befindet sich eine haarige, aufgeschnittene Kugel. Ist es der Querschnitt eines Gehirns? Ein Teil eines Satelliten zieht seine Kreise und hellt das schwarze, regelmässige Muster auf.

Es geht in den Zeichnungen um Träume, Phantasien und kleine Wunder. Es geht auch um Schalk, Witz und Esprit. In vielen Details lassen sich Geschichten finden und verstecken sich alltägliche Begebenheiten oder eben alte Schweizer Bräuche.

Viele Komponisten der klassischen Musik verarbeitet Volksmusik in ihren Werken. Wie zum Beispiel sehr ausgeprägt bei Béla Bartók, Johannes Brahms oder Gustav Mahler (konkret in seiner 1. Sinfonie das *Frère Jacques*, gespielt in Moll vom Kontrabaß), so sind auch in einigen Bildern von Esther unterschiedliche Volksbräuche dargestellt. – Kann es sein, es kommt hier leise etwas Heimweh zum Ausdruck?

Für mich sind diese Zeichnungen Musik, auch für die Augen.

Text: **Birgit Effinger**

Au weia, wenn Zeichnen eine Verbindung von Denken und Handeln generiert, dann komme ich diesem Zusammenspiel von Kopf und Hand kaum hinterher. Hier ist allerhand los: Ein braves Rautenmuster tritt an einigen Partien stärker hervor als an anderen, dazwischen ranken zarte Linien- und Kreisgebilde, da ruht ein filigranes Mandala, dort brausen rhythmisch-bewegte Punkt-Schwärme, die sich zu schwarzen Flecken verdichten. Woanders wuchern florale Figuren sowie wolkenartige Bleistiftgebilde und alles wird auch noch durchkreuzt von schnurgeraden Farbstrichen und stotternden Bleistiftlinien. Kein Millimeter Leere, ich schwanke zwischen Überforderung und Faszination. Der Blick möchte sich in verlockenden Details verfangen, der alphabetisierte Körper dagegen folgt der eingeschriebenen Gewohnheit und will lesend in die barocke Überfülle der verschlungenen Gebilde, Zeichen und Dinge eindringen. Aber wo anfangen? Womöglich hat Esther das Blatt beim Zeichnen auch noch mehrmals gedreht.

Hinzu kommt – als ob man nicht schon genug zu denken hätte – diese horizontale Stoßkante. Die führt sich auf wie eine strenge Falte oder gar als leibhaftige Verkörperung der Willkür und gibt zu verstehen: Ich bin weder Einzelwesen noch pars pro toto, hier handelt es sich um ein amputiertes Fragment aus einem großen Ganzen. Diese merkwürdige Isolation erinnert ein wenig an die Zerstückelung jener Gruppe liturgischen Gewänder, die Anfang des 20. Jahrhunderts in zahlreiche Abschnitte zerschnitten wurden, damit heute möglichst viele Museen in aller Welt etwas davon haben. Die Versatzstücke brillieren so wie die Zeichnung als geworfene, zufällige Muster, quasi wie kleine homöopathische Dosen. Gewiss könnte die Imagination den Amputationsschmerz übertünchen und das Ganze mitdenken. Mir reicht fürs erste die hochprozentige Dosierung, eine Art Modellbaukasten für Mehrdeutigkeiten, Begriffsüberschreitungen und uneinsehbare, gleichwohl erfreuliche Zusammenhänge. So wirkt die Kraft dieses Kügelchens!

Text: **Annabel Lange**HOMEBREW STINK SHADOW  
REZEPT FÜR CA. 12 EINSCHUSSLÜCHER

(Sie, die Löcher, versammeln sich um eine Tafel, *eyes wide shot ...* – in jedem Fall die Türen geschlossen halten, sah sie neulich wieder im Fernsehen, man muß sich hüten ...)

**Schwierigkeitsgrad:** bäuchlings im Kriebgang, Richtungswechsel ausgeschlossen, alle gegen alle

**Zutaten:**  
– 1 zerlegter Schießstand  
– jeweils 1 Schnapsglas blauer und weniger blauer Lebensmittelfarbe mit Fichtennadelgeschmack  
– 1 sklerotischer Steuerberater, grau und mau  
– 1 Ausgabe E. Herrigels *Zen und die Kunst des Bogenschießens*  
– 1 Päckchen singer-songwriter (deceased und in Pulverform)  
– mehrere Tischdecken

**Arbeitsdauer:** humanoid und asap  
(*Sweetheart, darling, Einschusslöcher drängen mit Vehemenz auf den Markt, Nahrungsmittelspekulation ist ihr neuestes boy toy. Jegliche Zutatenliste wird mit der allerhöchsten Wahrscheinlichkeit den mannigfaltigsten Verwerfungen ausgesetzt sein, was you not aware, ma chère ...?*, Höhere Wesen sprachen, ich bekam die Muffen und las laut vom Blatt.)

1) Zuerst werden die Zutaten beiseite gelegt und nicht mehr in Betracht gezogen. Der Steuerberater deckt alles – einschließlich sich selbst – mit Tischdecken ab und schaltet sein Handy aus.

2) Dieses bedeutet keinen Richtungswechsel. *Beiseite-Legen* ist nebst Telefon-Joker, 50:50 und der Frage-ins-Publikum durchaus legitim und wird auch von der WHO empfohlen.

3) Dann schickt Christine Lagarde unaufgefordert eine neue Zutatenliste. Sie wird aber heimlich korrigiert.

4) Auf Grund des TINA-Prinzips werden nun folgende Zutaten aufgerufen, welche sich daraufhin irgendwie selbst zusammenwurschteln müssen:

(Im Vollzuge dessen Flugblätter verteilt werden, dort steht *Kommt einfach klar, Leute.*)

– einige Wurfsterne  
– 1 gut abgehangener Roi Ubu  
– 1 gegen die Wand gedonnertes Iphone, weil man die Batterie nicht auswechseln kann, dann wieder getaped  
– 1 Packung körniger Frischkäse (dabei murmeln: lowcarbblowcarbblowcarbblowcarb ... usw.)  
– den halben Inhalt eines Altkleider-Containers  
– Brangelina nach Bedarf

5) Die Wurfsterne werden mit dem Inhalt des Containers umwickelt. Alles bei ziemlich viel Grad erhitzen. Die dabei entstehenden kaffeesatzartigen Derivate fallen automatisch an den Steuerberater unter der Tischdecke und an Chevalier Lagarde für weitere Prognosen. Harry Potters regelmässig abseihen. Die Schwierigkeit besteht nun darin, den Schatten zu erzeugen (nochmal das Flugblatt lesen). Ist dieses einmal erbracht, so dass man mit dem Schatten theoretisch ein Bier trinken gehen könnte, ergibt sich der notwendige, spezifische Geruch mit einigem Abstand von alleine.

6) Pointenlos verenden und verstummen die Einschusslöcher an letaler Konstipation, an Verblindung durch den *Stinking-Shadow*, 10 x schwärzer als sie! Ach ... Türen vorsichtshalber geschlossen lassen.

Zuletzt der **Brennwert:** saß müdig am Herd da kam ein singer song write-är nahm ihn mit zum urban gardening

Text: **Kirsten Blümke**

Zuerst gesehen: rot-weißes Karomuster.  
Zuerst gedacht: Italien, Esther, Venedig!

Die Maske.

Aber dann lugt aus der linken oberen Ecke ein steinerner Vorgarten, der nach trauriger Provinz aussieht und dessen Umrandung zu vervollständigen mehr Fleißarbeit erforderte. Kein Urlaub. Es taucht mehr und mehr ordentlich Gekrakeltes, Florales, aus zartem Bleistift und grauem Aquarell auf, das die geraden Pläne und Muster zu zerstückeln, das Tischtuch zu zerschneiden trachtet. Der winzige Konturenhund, der an einen Spiralokringel gekettet ist, pustet schwarz ein abstraktes blumenähnliches Ding nach vorn an den Rand auf unseren Tisch. Vermummte speien darauf in langen wackeligen Linien. Und der Mann mit den Eselsohren, der seine Finger mit im Spiel haben will, ist ein Arzt, sagst Du? Seine Arme sind zu schmal, um dieses Gewusel zu bändigen. Ein schwacher Bleistift weist einen Weg zum Häuslein und zu den Fragen: Wo führt das alles hin? Was wird aus den schwarzen Sprüklecksen, die links nach oben wandern? Werden sie das ganze kleine Gesträuch zur Räson rufen und erklären, wo oben und unten und was wichtig und Bildmitte ist? Ich will das Ganze sehen!

Text: **Lucia Wohlgemuth**

16.4.2013, 5.13 Uhr: Eben aus einem Traum aufgeschreckt: Ich wanderte durch den Nationalpark. Meine Mutter trug vor Jahren auf einer Wanderung durch eben diesen Park eine Tortenschachtel voll belegter Brote. Wie ein Kissen, auf dem die Krone der Königin liegt. Die in der Bäckerei hatten keine Sandwiches mehr, sondern nur noch diese Canapés. Das hatte meine Mutter nicht davon abgehalten, sich die Brötchen in die weisse Tortenschachtel packen zu lassen und sie durch die Landschaft zu tragen. Und allen Leuten, die uns begegneten, mit einem schelmischen Grinsen zu sagen, dass sie – ja, tatsächlich – eine Schwarzwäldertorte dabei habe, die wir auf dem Gipfel genüsslich schlemmen würden.

Nun, durch eben diesen Nationalpark bin ich in meinem Traum also gewandert. Alleine. Und nackt. Wie kommt es nur, dass Träume umso absurder werden, je mehr man versucht, sie in Worte zu fassen?! Wie ich splitterfasernackt so daher wanderte und gerade an einem See vorbei ging, hörte ich hinter mir ein gefährliches Knurren. Ich drehte mich um und sah mich einem riesigen schwarzen Wolf gegenüberstehen, der gefährlich mit den Zähnen fletschte. Der Schweiss trat mir aus allen Poren (was an sich eine lustige Sache ist, wenn man nackt ist und es unmittelbar beobachten kann, aber mir war grad nicht nach Lachen zumute). Irgend etwas an seiner Wolfsschnauze war aber komisch. Worauf biss der Kerl?! Erst beim zweiten Hinsehen erkannte ich, dass der vordere Teil einer Zange aus seinem Maul herauschaute. War das eine Art Terminator-Wolf, oder wie? Er sabberte und seine Augen waren angriffslustig zusammengekniffen. Kurz, meine Lage war beschissen. Etwas musste geschehen und zwar sofort. Ich entschied mich für die Flucht nach vorn und sprang kopfüber in den Bergsee, an dem ich stand.

Als ich die Augen wieder öffnete, lag ich unter einem japanischen Kirschbaum, durch den der Frühlingswind blies. Die hellrosa Blüten fielen wie Schneeflocken auf mich hinab und deckten mich mit einer zarten Decke zu.

Text: **Claudia Splitt**

Frau in der Oase  
Scheherazade  
Karpfenfische & Romeos  
Fleischwurstflecken-Ornament  
Überall lebt es  
Überall krabbelt es  
& bildet sich ab  
Scheint hervor  
Durch das Papier  
Die Haut  
Der Stoff  
Die Bezüge  
Der Kissen  
& Decken  
Das Essen  
& sinnliche Innereien  
Von allem  
Was sie umgibt  
& in ihr schwimmt  
& schimmert  
Scheherazade  
Frau in der Oase



Text: **Lili Tetzner**

Er war ein Finsterling. Immer schon gewesen. Schwarz seine Kleidung, sein Humor, sein ganzes Gemüt. Er haßte die Glückspilze, die roten mit den lustig weißen Punkten. Wenn er überhaupt Umgang pflegte, dann mit rabenschwarzen Pechvögeln. Er mochte den Herbst, wenn all die garstig grünen Blätter von den Bäumen fielen, den Winter, der die Welt in Schwarz und Weiß erstarren ließ. Sommers verließ er das Haus nur an bedeckten Tagen oder auch nachts, wenn alle Katzen grau.

Problematisch war der Frühling. Man sollte ihn abschaffen. Zeit seines Lebens hatte er darüber nachgedacht, wie man ihn abschaffen könnte. Unzählbare Pläne hatte er in seiner finsternen Seele geschmiedet, den ein oder anderen auch in die Tat umgesetzt.

Umsonst. Jedes Frühjahr sproß und sprießte es überall hervor, unter seiner Tür flatterten schreiend bunte Reklameblätter hindurch, die Nachbarn zogen die blumigsten Gewänder aus den Schränken, um sich auf karierten Decken zum Picknick aufzupflanzen. Machtlos war er gegen so viel Farbenpracht. Trotzdem gab er nicht auf. Denn langsam aber stetig zeichnete sich ein kleiner Erfolg ab:

Alljährlich beginnt der Frühling etwas später. Kommt er zögerlicher hervorgekrochen. Die Zeitungen schreiben vom längsten Winter seit Jahrzehnten und geben Ratschläge, wie man Eier im Schnee versteckt ohne allzu verräterische Spuren zu hinterlassen. Immerhin. Heuer Ostern, nächstes Jahr Pfingsten. Die Abschaffung des Frühlings ist nur noch eine Frage der Zeit.

Text: **Bettina Friedli**

*Es ist so, dass ich am 18. gegen Abend nach Brandenburg auf die Jagd fahre (ja, ja, staune ruhig... icke auch...) und bis Sonntagabend jage (abgeknallte Idee, und das im Osten, wenn ich da mal nicht mit ner Depression nach Hause komme...).*<sup>1</sup>

Ein bestechendes Merkmal von Esthers langformatigen Rollenzeichnungen ist ihr eigenwilliges Verhältnis zur Realität. Sie haben die Moral mit Löffeln gefressen. Die Künstlerin legt in ihnen einen einerseits überspitzt spezifischen und andererseits durch landläufige Meinungen und Brauchtum flach getretenen Ausschnitt von Welt unter ihr Brennglas. Sie bläst ins Jagdhorn, freut sich am Klang von Worten wie *Ballistik* und *Pilzbestimmung*, stöbert in Spezialläden, miniaturisiert und vergrößert gleichermaßen. Die zeichnerische Versuchsanordnung geschieht indes nicht im Namen der Objektivität, denn Esthers Untersuchungen umfassen das kulturell Angereicherte, von Gerüchten geprägte, das Klischierte und Poetische, das subjektive Nach- und das seelische Innenleben ihrer Gegenstände. Scheinbar mit freudiger Kinderneugier, ohne Angst vor gesellschaftlichen oder persönlichen Abgründen wendet sie sich ihnen zu. So überlagert sie kleinteilig gezeichnete Scherenschnittimitate von Alpaufzügen, einen schablonierten in Spritztechnik übertragenen Waidmann mit pirschendem Hund, gesprühte Tortenpapiere aus Grossmutters Backschrank und pedantisch kopierte Illustrationen aus Tier- und Pflanzenkundebüchern. Und das alles natürlich auf selbst gezeichnetem, kleinkariertem Häuschenpapier. Selbst vor der unausweichlichen Darstellung der Risse, Durchschüsse und Schmauchspuren in dieser heilen Welt schreckt die Künstlerin nicht zurück. Ja, diese ganze Collage, die nur so tut, als wäre sie eine, ist ein Lob auf einen der absonderlicheren hiesigen Zeitvertreibe und in ihrer offenkundigen Unechtheit zugleich dessen fröhlicher Abgesang.

<sup>1</sup>Die Künstlerin am 6. Dezember 2010 in einem Schreiben an die Autorin.

Text: **Urs Rickenbacher**

Was entfährt denn da dem heiligen Munde der Maria? Ein dunkler Fluch? Ein fürchterliches Donnerwetter? Dazu würden die Blitze passen, die aus ihren Augen zucken. Hm. Aber irgendwie wirkt die Maria auch etwas traurig auf mich, nicht aggressiv, sondern erschrocken zurückweichend. Sind es Tränen, die ihr aus den Augen schießen? Ah, logisch! Jetzt weiss ich: Dieses undefinierbare Etwas ist Kotze. Rabenschwarze Kotze.

Wow! Interessanter Gedankenflug. Gut möglich, sogar sehr wahrscheinlich, dass sie es zum Kotzen fand, was die mit ihrem Ältesten gemacht haben: an ein Kreuz genagelt, gequält, dass einem schlecht wird. Und wozu das Ganze? Gewiss: Es werden ihn noch lange Menschen verehren. Sie werden ihm Heiligtümer bauen, Hymnen singen, geschäftig seine Füße küssen, also von Figuren von ihm natürlich. Alles gut und recht. Aber wie viel Menschenverachtendes wird gleichzeitig in seinem Namen ausgeübt? Das muss Maria den Magen drehen. Und auch der Wander- und Wunderprediger aus Nazareth in Galiläa würde sich wohl im Grab umdrehen, wenn er wüsste, wozu er alles herhalten muss. Auch wenn er wahrscheinlich in gar keinem Grab mehr liegt.

Aber vielleicht denke ich viel zu weit. Es ist der Fisch, der da über Maria schwebt und wohl schon ziemlich übel riecht. Darum übergibt sie sich. Allerdings: Ist nicht der Fisch auch ein Symbol für ihren Sohn? Und manche, die ihn verehren, kleben zu seinen Ehren einen Fisch an ihr Auto, so bekennermässig, und das sind dann nicht selten diejenigen, die Andersdenkende in die Hölle schicken, und das stinkt der Esther und der Maria. Also doch: eine ob all der Grausamkeit und Bigotterie kotzende Madonna.

Toll! Das ist das erste Mal, dass mir eine Marienfigur etwas sagt.

Text: **Dorothea Weishaupt**

Der Anästhesist drückt mir die Maske auf Nase und Mund. Ein Moment der Panik, dann entschwebe ich, und es treibt mich fort. Unter mir die saftige Hügellandschaft meiner appenzeller Heimat. Trotz tiefschwarzer Nacht knallt das Grün der Wiesen, das Gelb von Schellen und Glocken, blühendem Löwenzahn und Hahnenfuss. Überhaupt diese Schellen! Es rollt und dröhnt: ein bombastisches Kuhglockengeläut! Es wird lauter und lauter, bald ist es ohrenbetäubend, während das Bild schon weit weg ist, seine Sujets fern und harmlos. Bevor der triumphierende Schlag einer Faust auf den währschaften Tisch mein Trommelfell zum Platzen bringt, kommt das Aus.

Dieser als Kind gleichzeitig gefürchtete aber auch herbeigesehnte, wiederkehrende Albtraum – der rasanten Fahrt auf einer wilden Jahrmarktbahn nicht unähnlich – taucht nur noch selten auf.

Der erwachsene Blick auf die Zeichnung zeigt anderes auf. Der derbe Titel BAYRISCHES FOTZENPUFF lenkt den Blick, man ist fast geniert. Anders als im Albtraum komme ich von aussen, nähere mich an, tauche ein. Ich durchbreche die Wälder und lasse mich nieder. Auf der Augenhöhe von Käfer und Schnecken durchpflüge ich schnüffelfnd den fruchtbaren Waldboden. Dann verschwinde ich im Pelz. Einer von Windböen gezeichneten Wiese gleich, wuchert es in alle Richtungen. Die Härchen teilen sich und weisen mir den Weg. Dieser führt mich zwischen die Beine einer schön geschmückten Frau, dorthin, wo mein Blick schon lange war.

Text: **Eva Bächtold**

## GOLDEN PASS

MANN:

So.

Guck.

FRAU:

*Es ist schön hier.**Ja.**Es ist schön hier.**Ja.*

MANN:

FRAU:

*Überall wo man hinguckt, ist es schön.*

MANN:

FRAU:

*Deshalb habe ich dich hierher geführt.**Es ist so schön.**Ich weiss nicht, ob man sich je daran gewöhnt.*

JJ San Giorgio, ein Business- und Marketingstudent aus Cape Town, Südafrika ist auf Europareise. Er trägt einen kompakten roten Rucksack, eine swimmingpoolblaue Steppjacke und eine kanarienvogelgelbe Sonnenbrille im aufstrebenden Haar.

Als Couchsurfer verbringt er seine im Internet organisierten Nächte gratis auf den Sofas wildfremder Menschen.

In der Vollmondnacht vom 25. auf den 26. April 2013 ist er bei Hannah B. in Muttenz bei Basel zu Gast. Dort darf er auf einem frisch frühlingsgrün bezogenen Bettsofa übernachten. Als er seine atmungsaktiven Sneakers auszieht, verbreitet sich ein strenger Käsegeruch im offerräumigen Reiheneinfamilienhaus.

Im Gespräch rattert er in rascher Folge die letzten Stationen seines Trips (Hannover, Berlin, München, im Golden Pass-Zug von Luzern via Berner Oberland nach Montreux und Lausanne) sowie die schönsten Sonnenuntergänge der letzten Tage (am Sempachersee, am Rhein in Basel) hinunter. Seinen Hunger hat er bereits im Fastfood-Restaurant gestillt. Jetzt möchte er nur noch schlafen.

Am nächsten Morgen zieht es ihn zeitig weiter zum krönenden Abschluss seiner Grand Tour nach Amsterdam, zur Inthronisation Willem-Alexanders zum König der Niederlande.

In der Eile des Aufbruchs lässt er den kleinen weissen Adapter zu seinem Laptop auf dem Sofa liegen.

Unter Verwendung eines aufgegriffenen Zitats eines gezeichneten Dialogfragments aus Esther Ernsts ATLAS, (ARBEITSTITEL), 2009

## HIEBKRAKEL MITTEN IM ORDNUNGSSINN

es

Text: **Jörg Laue**

Die Vernissage feiern wir im *Dias*, einem portugiesischen Fischrestaurant im *District Six* – jenem Kapstädter Innenstadtquartier, das die Apartheid-Rassisten in den 60ern erst zwangsräumen und dann platt planieren ließen. Ich habe ein knallrotes linkes Auge, das heiß ist und irre juckt. Irgendwann nachts vor dem Spiegel realisiere ich, daß da etwas drinstecken oder draufkleben muß. Ein schwarzer Punkt am Pupillenrand, den ich einfach nicht entfernen kann. Kurze Panikattacke. Aus Angst um das tränende Auge fange ich unversehens zu heulen an. Der Augenarzt sagt, daß der Punkt ein Metallsplitter ist, der sich als Funke in die Hornhaut hineingebrannt hat. Ein Minikomete sozusagen. Mit dem betäubten Auge gucke ich aus der denkbar größten Nähe dabei zu, wie er das Ding mit spitzem Gerät stückchenweise aus ihm entfernt. Eine ziemlich privilegierte, eine buchstäblich pervertierte Perspektive. Würde er nicht operieren sondern zeichnen, wäre das die Perspektive des Papiers.

Esthers TOPOGRAPHICAL MIND MAP ist auch vor meinen Augen entstanden. Aber der Splitter kommt mir wieder in den Sinn, weil ich mit meinen Gedanken an dem allgegenwärtigen Stacheldraht hängenbleibe. (Und zwar exakt dort, wo *District Six* auf dem Stück Kapstädter Stadtplan von den Stacheln durchgeißt ist.)

In einem Zeit-Interview sagte Abdullah Ibrahim dieser Tage, daß Jazzmusiker schon immer wußten, daß alles mit allem zusammengehört. Bester Cage dieser Ibrahim, denke ich. Das gehört aber weniger hier her, weil der im *District Six* aufgewachsen ist, sondern weil sich Esthers Gedächtnisgelände vor mir so entfaltet, wie für ihn Jazz funktioniert. Rennstreckenkaros, Pyjamastreifen, Zugvögelschwärme, Bretterzäune, Geröll. Höhenlinien vom Tafelberg, Grundrisse vom *Castle of Good Hope*, Townships im *Google-Satellite-Stile*. Das ganze Gekrakel. Und das viele Weiß, das Raum für Kometen, für Hip-Hop von *Die Antwoord* und Jazz von Abdullah Ibrahim, für entwaffnende Fragen und jede Menge Unsägliches läßt. Alles gehört mit allem zusammen. Vielleicht, weil TOPOGRAPHICAL MIND MAP eine Karte ohne Maßstab ist.